

"Gewiss, noch kann ich lesen ..." : mein anticomputerisches Manifest

Autor(en): **Lütkehaus, Ludger**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **79 (1999)**

Heft 12-1

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-166067>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

«GEWISS, NOCH KANN ICH LESEN...»

Mein anticomputeristisches Manifest

Ludger Lütkehaus,

geboren 1943, Habilitation in der Neueren Germanistik, Gastprofessor an amerikanischen und deutschen Universitäten, lebt als freier wissenschaftlicher Publizist in Freiburg i. Br. 1979 Sonderpreis der Schopenhauer-Gesellschaft. 1996 Preis für Buch und Kultur. 1997 Max Kade Distinguished Visiting Professor an der University of Wisconsin-Madison.

Ich persönlich habe gar keinen Computer – ich kann überhaupt keinen bedienen, ich weiss nicht einmal, wie er funktioniert, mit einem Wort: Ich bin ein völlig «*anachronistischer Heimarbeiter*». Denn dass es sich um einen solchen bei mir handelt, ist mir im Mutter- respektive Vaterland von Microsoft und IBM endgültig gewiss geworden. Ja, selbst der schöne Begriff eines «*anachronistischen Heimarbeiters*» ist fast schon anachronistisch. Als der längst verblichene *Theodor Wiesengrund-Adorno* ihn aus der Taufe hob, da lag der Akzent auf dem «*Heim*» des schriftstellernden Arbeiters, der anachronistisch war, weil er ein nicht vergesellschafteter Privatarbeiter war. Doch inzwischen ist er gerade als Heimarbeiter auf der ganzen Höhe der Zeit, keine fensterlose Monade mehr wie ich, sondern wie die Spinne im Netz des World-Wide-Web in der Vergesellschaftung mit Millionen anderen Zentralmonaden – wenn nur das Produktionsmittel stimmt. Und eben da liegt es bei mir hoffnungslos im argen. Ich bin anachronistisch, weil das «*Heim*», in dem ich – noch! – arbeite, nicht das eines Home-Computers ist. Ich bin aus der Welt gefallen. Und das ist keine Ironie!

Dahin ist die ganze schöne Koketterie, dieses tief befriedigende antitechnische

Ressentiment, resultierend aus Unfähigkeit und Arroganz, das ich früher gerne mit der Anachronisten-Rolle verband, wohlgenut unterstellend, dass ich doch noch irgendwie auf der Höhe der Zeit, wenn nicht überzeitlich sei.

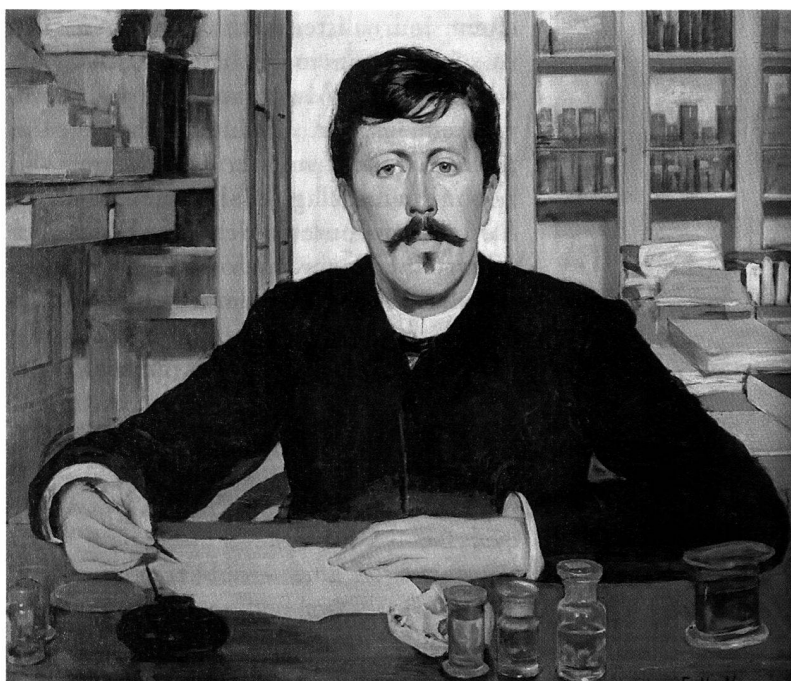
Dahin die heroischen Tag- und Nachtphantasien, in denen ich mich als neuen Maschinen- und Bilderstürmer träumte und die molligen Cocktails, die ich anno 1968 noch nicht hatte loswerden können, nun auf die Bildschirme warf.

Nein, die traurige Wahrheit zeigt sich nun jeglichen Tag: Ich bin der Welt abhandengekommen, die früher auch die meinige war. Ich gehöre nicht mehr dazu, zur Gesellschaft der zeitgenössischen Zeitgenossen, in der zu einem ganzen Menschen ein PC gehört. Ich bin von gestern, mit jeder neuen Generation von PCs, wenn ich mich noch steigern könnte, gestriger. Ich bin ein elektronisch Behinderter. Ich gebe mich auch keinerlei Illusionen mehr hin: Die Aussichten sind düster. Auch kein vorgezogenes Renteneintrittsalter, keine technische Arbeitsunfähigkeitsbescheinigung wird mich mehr retten.

Gewiss, ich kann noch schreiben, aber das ganze abenteuerliche Handwerkszeug, das selbst ein anachronistischer Heimarbeiter zur Niederschrift und Mitteilung seiner mühselig ersessenen Gedanken braucht, ist kaum noch aufzutreiben. Denn: Mit Schere, Feuer, Wasser, Licht / spielt ein braver Autor nicht, ich wollte sagen: Schere, Klebstoff, Tipp-Ex flüssig und als Band / find't sich nicht im ganzen Land. Woher nehme ich das nächste Farbband, ohne das selbst die schärfste Type ins Leere trifft, woher gar die nächste mechanische Schreibmaschine, wenn ich diese mit meinem kraftvollen Anschlag in Grund und Boden gehämmert habe? Beweglich bis treulos, wie ich in dieser Frage bin, müsste es nicht einmal wie bisher eine Olympia aus dem Hause *E. T. A. Hoffmann* sein. Aber es will mich überhaupt keine mehr.

Gewiss, noch kann ich lesen, ich bin kein Legastheniker, aber wie ich finden könnte, was ich lesen könnte, das weiss ich

Ferdinand Hodler
(1853–1918). Portrait
Prof. Emile Yung, 1889.
Öl auf Leinwand, Musée
Jenisch, Vevey.



nicht mehr. Ich bin rückwirkend analphabetisiert.

Und auch, wenn ich noch eine Zeitlang weiterlesen, weiterschreiben könnte wie bisher – werden die lieben Kollegen, die Herren Verleger, Lektoren und Redakteure, die mir bisher so wohl wollten, diese anachronistischen Texte noch lesen und drucken wollen, werden sie es können, es dürfen, bin ich noch mit ihren Systemen kompatibel?

Zugegeben, manche von ihnen haben einen gewissen Sinn für den spröden Charme eines anachronistischen Heimarbeiters. Einige fühlen sich irgendwie menschlich, geradezu heimatlich berührt. Aber wie lange haben sie noch Zeit, Kraft und Geduld, dieses Relikt aus dem *Old Curiosity Shop* zu konservieren?

So kommt es bei den meisten von ihnen zu freundlichsten Beratungsgesprächen, die ich als Computer-Mission schätzen gelernt habe. Wie sie die Vorzüge des PC rühmen können. Wie leicht er, nach einer ganz kurzen Einarbeitungsphase, zu handhaben ist. Warum er, gerade für mich, für meine beschränkten Fähigkeiten auch als mechanischer Schreibmaschinenschreiber, für meinen brutal harten Anschlag und vor allem für meinen berüchtigten Willen zur ewigen Veränderung, warum er also gerade für mich der einzig Richtige ist. Und nie wird in einer sensiblen Computer-Missionierung das Bekenntnis fehlen, dass man selber einst, wenn nicht noch vor kurzem, zu den Computer-Heiden zählte, den Ungläubigen, Unbelehrbaren, Widerständigen, technisch Ungeschickten, ja, völlig Unbegabten, wahrhaftig, man war selber ein anachronistischer Heimarbeiter – solange, bis man plötzlich zum Computertum bekehrt wurde.

Schwer zu sagen, warum ich mich auch dann noch nicht missionieren lasse. Ich könnte doch einer der ihren sein und wieder zur gemeinsamen, geteilten Welt gehören, wieder ein Zeitgenosse, wieder von heute, nein: endlich einmal auch einer von morgen sein.

Warum also stelle ich die liebe alte Olimpia nicht endlich in die Ecke? Es wäre so einfach, ich hätte es soviel einfacher – und alle Welt mit mir. Bin ich ganz einfach zu unbeweglich, zu träge, zu faul oder zu trotzig, um, solange es noch Zeit ist, umzukehren? Kann ich, will ich einfach nicht zurück, ich meine vorwärts – und zwar gerade deswegen, weil ich das soll? Ich fürchte, so

*Abgesang des
anachronistischen
Heimarbeiters*

ist es, ohne dass ich zu sagen wüsste, ob es das Nicht-Können oder das Nicht-Wollen ist. Und so mache ich weiter wie bisher, durch und durch anachronistisch, und lasse unter der Tastatur meiner Olimpia mit Schere und Klebstoff und Tipp-Ex absonderliche Gebilde entstehen wie dieses:

Dieses unsägliche Schriftbild,
Diese ewigen Korrekturen,
Zeilensprünge und Flattersätze,
Links- oder auch rechtsbündig ist hier nichts.
Diese Lücken und Überschreibungen,
Überdeutlichkeiten und Unlesbarkeiten,
Klecksographien und geweißelten Flecken,
Wo eben noch ordentliches Papier war –
Ja, das muss man erst einmal gesehen haben!
«Text ist Gewebe»:
Das sagt sich leicht.
«Text ist Geklebe»:
Das sage ich.
Was sonst hielte ihn zusammen,
Einen Text, der aus lauter Lesarten besteht,
Schicht auf Schicht,
Troja I bis IX,
Die Geschichte meiner Mühen,
Das Gesicht meiner Leiden,
Geronnener Schweiß,
Aus einem Guss ist da nichts.
Der Niederschlag allzu später Einsichten
und unzeitiger Einfälle,
Das Gedächtnis meiner Niederlagen,
Doch auch das Zeugnis
Meiner unglaublichen Schaffenslust,
Das Dokument meiner Arbeit,
Die Spur vieler Augenblicke,
Von denen keiner der letzte ist,
Das Zeichen meines guten Willens zum Besseren,
Das – ach! – so oft das Schlechtere ist.
Was für ein Fortschritt!
Das Register meiner Fehler,
Die ich unablässig mache,
Weil ich ein hartnäckiger Fehler bin,
Der Weg, der zum Ziel will
Und doch nur das Ziel ist,
Umweg und Abweg,
Die Windungen aller Irrtümer
Und ein Werk,
Das glänzt vor Unvollkommenheit,
Am Ende
Ferner denn je der Vollendung.
Und das sollte ich hingeben
Für ein Produkt,
Das sauber und glatt,
schön und perfekt,
Die Wahrheit pur,
ganz einwandfrei,
Mustergültig die Ordnung,
Fehler- und mühelos,
immer am Ziel,
kurz und gut:
Nur Resultat ist?
Nein, sage ich,
Denn ich kann nicht anders,
Der bekennende
anachronistische
Heimarbeiter.

